

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 67 (1996)
Heft: 1

Artikel: Verändert die Demenz die Heime? : Beziehungsgestaltung mit dementen Menschen : Begegnung unterschiedlicher Wirklichkeiten
Autor: Schmid, Regula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-812407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verändert die Demenz die Heime?

BEZIEHUNGSGESTALTUNG MIT DEMENTEN MENSCHEN

Begegnung unterschiedlicher Wirklichkeiten

Von Regula Schmid, Memory Klinik, Zürich

Bei meiner Arbeit mit dementen Menschen und ihren Angehörigen ist es mir ein ganz wichtiges Anliegen, nachvollziehen zu können, was der organische Hirnabbau für das menschliche In-der-Weltsein bedeutet. Ich möchte herausfinden, wie sich der demente Mensch in seiner Rolle, die er sich ja nicht ausgelesen hat, sondern vom Schicksal zugewiesen erhält, fühlt. Ich versuche zu verstehen, was die Krankheit für die Nächsten bedeutet, wie sie die Rolle der Pflegenden wahrnehmen und wie sie dabei ihre Gefühle verarbeiten. Anlässlich der Abklärungen und gerontologischen Beratung in der Memory Klinik sowie in Gruppengesprächen und Seminaren, versuchen wir gemeinsam, diese Rolle der

“ **Altsein bedeutet nicht gleich Dementsein.** ”

Pflegenden zu gestalten, damit dieses letzte und ganz besonders herausfordernde Spiel, auf der Bühne des Lebens, für alle Beteiligten so gelungen wie möglich gespielt wird.

Bevor ich jedoch auf das spezifische Erleben verwirrter Menschen eingehe, möchte ich ganz deutlich betonen – und dies ist meiner Ansicht nach gerade für Fachleute wichtig, die bei ihrer täglichen Arbeit mit dem Problem der Demenz konfrontiert werden – dass Altsein nicht Dementsein bedeutet.

Altsein ist heute auch nichts Aussergewöhnliches – es wird, zumindest statistisch, je länger je mehr zum Normalfall. Wenn wir bedenken, dass die heute Achtzigjährigen bei ihrer Geburt eine statistische Lebenserwartung von sechsendvierzig Jahren hatten, während zwei Drittel unserer Generation erwarten kann, das neunzigste Dezennium zu erreichen, können wir selber nur hoffen, dass man uns dann zuerst einmal für «normal» hält.

Denn obwohl senile Demenzen zur Zeit eines der schwerwiegendsten gesundheitspolitischen Probleme darstel-

Regula Schmid:
Dement leben kann man nicht, ohne in Beziehung zu sein.



Foto Erika Ritter

len, das sich angesichts der demographischen Alterung in Zukunft verschärfen wird, müssen wir uns immer wieder vor Augen halten, dass schätzungsweise achtzig Prozent der fünfundsiebzig bis fünfundachtzigjährigen Menschen geistig gesund sind. Ebenso sind fünfzig bis siebzig Prozent der neunzigjährigen und älteren Menschen wach und orientiert. So schreibt der Philosoph Hans Saner:

«Altern ist ein normaler Prozess des Wandels im Menschsein, der, wie jeder andere, seine Grenzen und Vorzüge hat... Wenn uns klar wird, dass die Alten das sind, was wir (fast) alle mit

grosser Wahrscheinlichkeit einst sein werden, verlieren sie jeden Anstrich des Fremden und der Minderheit... Der Mensch ist Mensch in jedem seiner Lebensalter».

Eine Frage, die wir uns heute und besonders an dieser Tagung vielleicht stellen ist die, ob der Mensch auch Mensch in jeder Stufe seiner Demenz sei.

Die Wirklichkeit der Pflegenden einbeziehen

Wenn wir uns in die Wirklichkeit dementer Menschen einfühlen wollen,

müssen wir, der dialektischen Logik zufolge, die Wirklichkeit der Pflegenden einbeziehen. Dement leben kann man nicht, ohne in Beziehung zu sein. Dementsein heisst Angewiesensein auf andere Menschen. Und demente Menschen betreuen, heisst In-Beziehung-sein mit Menschen, die ihre Autonomie zunehmend verlieren. Diese Beziehung hat eine Geschichte bei pflegenden Angehörigen, meist

“ **Dementsein heisst Angewiesensein auf andere Menschen.** ”

eine sehr lange, und sie verändert sich ständig. Eine mögliche Form einer solchen Beziehung ist sehr eindrücklich aus Ton modelliert worden, von einem betreuenden Ehemann im Alzheimerferienseminar der Memory Klinik des Stadtärztlichen Dienstes Zürich. Er sagte zu seiner Skulptur: «Wir waren immer eng beieinander, haben viel Schönes zusammen erlebt. Als meine Frau krank wurde, habe ich gelernt zu kochen, waschen, einkaufen usw... aber ich bin nicht perfekt. Seit sie ins Tagesheim geht, habe ich ein wenig Zeit und Freiraum für mich selber. Ich halte meine Frau fest, aber sie entfernt sich immer weiter von mir weg. Manchmal fällt mir alles ein wenig schwer, aber es gibt immer wieder Phasen, wo wir es sehr schön haben zusammen.»

Der Zusammenbruch von Informationssträngen im Netzwerk des Gehirns wird mit einem bildgebenden Verfahren, das den Zucker- und Sauerstoffverbrauch im Hirn misst, einer sogenannten Positron Emission Tomographie, sichtbar. Damit einher geht der Verlust von Alltagskompetenzen des betroffenen Menschen.

Herausgeworfen aus dem Strom

Leitsymptom der häufigsten Demenzkrankheiten ist der Verlust des kurzzeitigen Erinnerungsvermögens, was bedeutet, dass neue Gedächtnisinhalte nicht mehr gespeichert werden können. Die Fähigkeit, zu behalten, was gewesen ist und es hinübertragen in das, was sein wird, ist wie eine Brücke in unserem zeitlichen Hiersein. Die Erinnerungsfähigkeit für aktuelle Erfah-

rungen zu verlieren, heisst: Herausgeworfensein aus dem Strom von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nicht wissen, was vor fünf Minuten geschehen ist und sich nicht vorstellen können, was sein wird, bedeutet, immer wieder im Ungewissen zu sein, «in der Luft zu hängen» – es fehlt die Brücke, die das Hier und Jetzt des menschlichen Lebens trägt.

Konsequenzen im Alltag sind Desorientiertheit in Raum und Zeit, Schwierigkeiten bis Unfähigkeit etwas Neues zu lernen, ständige Wiederholungen von Fragen oder Handlungen, umständliches Suchen vermisster Gegenstände, rasche Stimmungswechsel oder das Unvermögen, einem Gespräch zu folgen, weil man den Faden verliert. Indirekte Folgen dieser Defizite können Unsicherheit, Angst, sozialer Rückzug oder ununterbrochene Anhänglichkeit, aber auch Misstrauen und Aggressionen sein.

Eine weitere Hauptsymptomatik, vor allem der Alzheimerdemenz, ist der Verlust des langzeitlichen Erinnerungsvermögens. Das bedeutet, dass gespeicherte Erfahrungen zunehmend nicht mehr abgerufen werden können und Gelerntes vergessen wird. Der demente Mensch vergisst wie man rechnet, schreibt oder liest und verlernt instrumentelle Fähigkeiten, wie sich anziehen, rasieren oder mit Besteck essen und so weiter. Mit fortschreitendem Hirnabbau vergisst die betroffene Person ihre eigene Lebensgeschichte, ihre Beziehungen, bis sie nicht mehr weiss, wer sie ist. Wie Tagebücher, die eines nach dem andern verloren gehen, verschwinden die Erinnerungen, und zwar in umgekehrter Reihenfolge wie sie entstanden sind.

Das Verlernen instrumenteller Fähigkeiten und die Fehler, die ihnen im Alltag immer wieder passieren, macht viele Alzheimerkranke zu Beginn frustriert und wütend oder traurig. Mit Fortschreiten der Krankheit lässt der zunehmende Verlust der eigenen Lebensgeschichte die Menschen dann gefühlsmässig regredieren in tiefe, infantile Verlassensängste und Geborgenheitswünsche.

Die Folgen einer Demenz zeigen sich in den kleinen Dingen des Alltags. Sie greifen aber ein in die grösseren Dimensionen menschlichen Zusammenlebens und zerstören etwas Besonderes zwischen zwei Menschen, nämlich die Fähigkeit, sich partnerschaftlich auf das Gegenüber beziehen zu können und miteinander wirken können. Durch die Ausfälle der Hirnfunktionen geht die Begabung zum Dialog unaufhaltsam verloren. Der zunehmende Sprachzerfall bewirkt, dass der Inhalt von Bot-

schaften immer weniger verstanden wird. Dafür tritt der Beziehungsaspekt einer Begegnung immer mehr in den Vordergrund.

In unserem Ferienseminar haben betreuende Partnerinnen und Partner aus Ton die Beziehung zu ihren alzheimerkranken Angehörigen modelliert. Ein Ehemann gestaltete sich selber, zugewandt zu seiner Frau, die oft traurig sei, weil sie merke, dass sie zu Vielem nicht mehr fähig sei. Er möchte sie gerne trösten, aber er wisse oft nicht wie, weil seine Frau die Worte, den Inhalt seiner Botschaft nicht mehr richtig verstehe. Was sie versteht, ist aber der Beziehungsaspekt seiner Botschaft, nämlich seine tröstliche Zuwendung.

Wenn wir uns vorstellen, was das Erinnerungsvermögen und die Dialogfähigkeit für einen Stellenwert in unserem Leben haben, können wir uns wohl annähernd einfühlen, was der Verlust dieser Leistungen auf die innere Welt eines Menschen für Wirkungen haben könnte. Bei der Gestaltung der Beziehung hilft uns unser Einfühlungsvermögen als wichtigster Wegweiser.

Um die Gedächtnislücken zu kompensieren, müssen wir versuchen, die Brücken zu schlagen. Nicht fragen, «was war gestern?», sondern plaudern von dem, was heute ist. Kompensieren, wo etwas fehlt und nicht kontrollieren, was noch alles da sei. Ablasen wenn das Vergessen zu Stereotypen führt, die man selber nicht mehr aushält, oder versuchen, zu verstehen, ob sie Zeichen aus längst vergangener Zeit seien. Und möglichst keine Vorwürfe machen, wenn der demente Mensch fast nichts Neues mehr behalten kann – besser, man mutet ihm nichts Neues mehr zu und ermöglicht ihm einen regelmässigen, fest strukturierten Tagesablauf.

Eine der wichtigsten und schönsten Aufgaben der betreuenden Person ist es meiner Ansicht nach, *den Charme des dementen Menschen zu entdecken und zum Klingen zu bringen.* Dazu muss man seine Lebensgeschichte, seine Vorlieben, seine Stärken und Schwächen kennenlernen, muss man sich in seinen Humor, aber auch in seine Trauer oder Wut einfühlen und in den Dialog aufnehmen können – auch wenn es ohne Worte ist. «Frage nicht, welche Krankheit eine Person hat, sondern frage, welche Person die Krankheit hat», sagte der amerikanische Neurologe Oliver Sacks in einem Interview. Wenn es gelingt, den Charme der Person in der Krankheit zu entdecken, dann sind das höchst befriedigende und heilende Momente für Kranke und Pflegende.

Zwei Botschaften

Für die Gestaltung der Beziehung mit dementen Menschen ist ein Modell von Watzlavick meiner Meinung nach sehr aufschlussreich. Er sagt, dass ein Gespräch eigentlich immer zwei Botschaften hat: eine inhaltliche und eine Beziehungsbotschaft. Die inhaltliche Botschaft vermitteln wir digital, mit Sätzen und Wörtern. Die Beziehungs-

“**Die Folgen einer Demenz zeigen sich in den kleinen Dingen des Alltags.**”

botschaft fließt analog ein, mit Gesten, Tonfall, Ausdruck der Haltung oder mit dem Blick. Demenzkranke verstehen oft die inhaltliche Botschaft nicht mehr oder nicht mehr vollständig. Hingegen wird die Beziehungsbotschaft bis zuletzt wahrgenommen. Leider stimmen die beiden Botschaften, auch bei gesunden Menschen, oft nicht überein und so können schmerzliche Missverständnisse entstehen. Betreuende möchten zum Beispiel mit viel Worten einer dementen Person erklären, warum sie seine Kleider wechseln müsse, aber diese fühlt sich, weil sie sich nicht vorstellen kann und nicht versteht, was man von ihr will, aufgrund des Tonfalls und der Gesten, nur kontrolliert, gegängelt und an alte Beziehungsmuster erinnert. Oder der Alzheimerkranke, dem erklärt wird, dass seine Mutter nicht mehr lebt und deshalb auch nicht besucht werden kann, wird traurig, weil er sich ungeliebt, abgewiesen und in seiner Sehnsucht nach Geborgenheit angegriffen fühlt.

Die Beziehungsbotschaft für einen dementen Menschen sollte wenn immer möglich Zuwendung, Sicherheit und Akzeptanz signalisieren: «Ich bin für Dich da», «ich führe Dich und helfe Dir,» «Du bist recht, so wie Du bist». Die Haltung gegenüber Demenzkranken muss klar und konsequent sein: gewährend und ermunternd dort, wo der Kranke seine Autonomie wahrnehmen kann, führend und tröstend dort, wo er sie verloren hat.

Damit Pflegende ihre anspruchsvolle Arbeit befriedigend ausführen können, braucht es meiner Meinung nach, Möglichkeiten, ihre Haltung zu verstehen, sie gestalterisch und kreativ zu formen und ihre Gefühle gegenüber den Kranken in einem vertrauensvollen Rahmen

zu reflektieren. Ich denke, es ist völlig falsch und keinesfalls ökonomisch, bei diesen weiterbildenden Massnahmen zu sparen, denn erfüllte und sich sicher führende Angestellte sind gesunder und zuverlässiger als frustrierte, die sich nicht gestützt fühlen.

Etwas nicht im Griff haben

Angehörige und Pflegende von Alzheimerkranken haben so vieles oft nicht im Griff. Etwas nicht im Griff haben bedeutet, die Kontrolle über eine Situation zu verlieren, sich ohnmächtig, hilflos und ausgeliefert zu fühlen. Diese Gefühle können in eine ohnmächtige Wut wachsen und Anlass dazu werden, dass Gewalt ins Spiel kommt. Ohnmächtige Wut, die in sich hineingefressen wird, kann aber auch krank machen, und überfordertes und krankes Personal wiederum führt ebenso wie emotionale Spannungen dazu, dass die Situation auf der Pflegestation zu entgleiten droht. Hier ist dargestellt, was passieren kann, wenn wir unsere Gefühle unterdrücken müssen, oder keine Möglichkeiten haben, unser inneres Gleichgewicht zu stützen.

Einen wichtigen Beitrag zur emotionalen Entspannung leisten alle Dinge, die einem Spass machen und auf die man sich freuen kann – diesen Tätigkeiten sollten auch im Heimaltag sowohl für Pflegende wie für Gepflegte grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Schwierig wird der Umgang mit einem demenzkranken Menschen, wenn die Rollenverteilung nicht klar ist. Vor allem Menschen, die vor der Krankheit dominiert haben, lassen sich ungern führen und projizieren auf die Pflegenden negative Gefühle.

Patentlösungen im Umgang mit dementen Menschen gibt es keine

Jeder Mensch ist anders und seine Krankheit tritt anders in Erscheinung. Die Gratwanderung der Pflegenden, zwischen Autonomie stärken und Autonomieverlust kompensieren, ist anspruchsvoll. Um so wichtiger scheint mir die Unterstützung der Pflegenden zu sein, damit sie sich sicher fühlen und eine klare Haltung einnehmen können.

Die Unsicherheit, hervorgerufen durch den Verlust der anfangs beschriebenen Fähigkeiten macht sehr viele demente Menschen, im wörtlichen Sinn gemeint, «wahnsinnig» anhänglich. Andere Menschen macht die Unsicherheit innerlich getrieben. ■

Leserbrief

MEINE MUTTER IST IM PFLEGEHEIM SEHR GUT AUFGEHOBEN

In den letzten Wochen und Monaten hat man immer wieder in der Presse, im Radio und im Fernsehen negative Berichte über die angeblich schlechte Betreuung von alten Menschen in Alters- und Pflegeheimen hören können. Es mag solche Einzelfälle geben, das kann ich nicht ausschliessen. Mich haben aber all diese negativen Berichte sehr betroffen gemacht, nicht nur das, ich habe den Eindruck bekommen, dass es sich um eine eigentliche Kampagne gegen die Heime handelt. Ich sehe bei jedem Besuch meiner Mutter im Alters- und Pflegeheim Allmendhof in Männedorf eine andere Realität, als sie in der Presse beschrieben wird. Ich finde eine zufriedene Mutter vor, welche mit der Pflege, der Betreuung, dem Essen usw. sehr zufrieden ist. Natürlich wäre meine Mutter lieber zu Hause, aber sie hat es akzeptiert, dass ihre Kräfte für die eigene Haushaltsführung nicht mehr ausreichen. Und so hat sie sich innert kurzer Zeit im Allmendhof gut eingelebt.

Ich sehe aber nicht nur meine Mutter, sondern auch andere Bewohnerinnen und Bewohner des Allmendhofes. Die meisten sind sehr zufrieden dort. Und ich erlebe bei meinen Besuchen auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Allmendhofes, die ihre wahrlich nicht leichte Aufgabe mit Freude und Engagement erfüllen. Und dafür gebührt ihnen und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von vielen hundert Alters- und Pflegeheimen in der Schweiz der Dank nicht nur der Angehörigen, sondern auch der breiten Öffentlichkeit, und ... der Presse.

Margrit Freuler-Müller
6047 Kastanienbaum